

CHRISTIAN MØRK

DARLING JIM

Psychothriller

Aus dem Englischen
von Violeta Topalova



Piper
München Zürich

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de*

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»Darling Jim« bei Politikens Forlag, Kopenhagen.



ISBN 978-3-492-05256-6

© 2007 Christian Mørk

Published by arrangement with Nordin Agency, Sweden.

Deutschsprachige Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München 2009

Die Abbildungsrechte für S. 349 liegen bei:

© 2006 HOWARD CHAYKIN, INC.

Satz: Filmsatz Schröter, München

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

I.

Malahide, nördlich von Dublin. Vor nicht allzu langer Zeit.

Die Bewohner des Ortes mieden das Haus, noch lange nachdem es desinfiziert und für Nachmieter bewohnbar gemacht worden war und die Leichen friedlich unter der Erde ruhten. »Es ist verflucht«, flüsterten die Klatschbasen in der Nachbarschaft und nickten bedeutungsschwer. »Ein Spukhaus. Todesgefahr«, riefen die Kinder, wagten aber höchstens ein oder zwei Schritte in den Vorgarten, bevor der Mut sie verließ.

Denn was Desmond der Postbote im Inneren entdeckt hatte, konnte man nur als widernatürlich bezeichnen.

Alle mochten Desmond, obwohl er vielleicht ein bisschen zu neugierig war. Außerdem hielt er sich sklavisch an Rituale und bemerkte sofort, wenn ein Rasen gemäht werden musste oder an einem Flaggenmast die Farbe abblätterte. Seine Schuldgefühle, so viele Einzelheiten wahrgenommen zu haben, ohne ihre wahre Bedeutung zu verstehen, kosteten ihn in Verbindung mit seiner eigentlich sehr geselligen Art schließlich den Verstand.

Am letzten glücklichen Tag seines Lebens lieferte dieser anspruchsvollste Genießer des Kaffees seiner Kunden in dem ruhigen Viertel gleich neben dem Malahider Bahnhof die Post so langsam aus, wie es gerade noch möglich war, wenn er nicht als Spanner auffallen wollte. Er begann dort, wo die Bars von New Street auf die pseudobayerische Scheußlichkeit des betonierten Jachthafens trafen, und bog nach links in Richtung Bisset Strands

ein. Wie immer linste der alte Des in alle Fenster. Es war ja durchaus möglich, dass jemand, den er kannte, im Inneren mit einem frisch aufgebrühten Tässchen wartete, und auch diesmal wurde er nicht enttäuscht. Vor dem Ende des ersten Häuserblocks hatte er sich schon zwei Tassen einverleibt. Die meisten Bewohner des Viertels hatten sein einsames Bedürfnis nach Aufmerksamkeit inzwischen akzeptiert. Wenn er »zufällig vorbeikam« und sich auf einen Morgenkaffee einladen ließ, durfte er sich wenigstens für einen Augenblick fühlen, als sei er ein Mitglied ihrer Gemeinschaft. Er sagte immer: »Wunderbares Aroma.« Er beanspruchte ihre Gastfreundschaft nie über Gebühr und schenkte allen zur Begrüßung ein Lächeln, das sie augenblicklich für diese seltsame, kleine Gestalt erwärmte. Ein Grinsen, das sein ganzes Gesicht aufleuchten ließ.

Bis Desmond die Leichen fand, galt er in der Nachbarschaft als völlig harmlos.

Seine Freizeit, wenn man es so nennen will, verbrachte er im sicheren Hafen von Gibney's Pub, wo er verstohlen die Frauen anstarrte, wenn ihre Ehemänner gerade nicht hinsahen, und seinen kümmerlichen Lohn beim Buchmacher nebenan verwetete, wenn im Fernsehen ein Pferderennen übertragen wurde, was ziemlich oft der Fall war. Er schleppte schon seit mehr als achtzehn Jahren seinen schwarzen Postsack über die rissigen Gehwege des alten Strandbades, starrte Tag für Tag die gleichen aschgrauen Häuser an, deren Farbe vom Salz des nahen Meeres ausgebleicht war, und fühlte sich in dieser Monotonie sicher aufgehoben.

Ein Ausflug in die nur eine halbe Zugstunde entfernte Stadt hätte eine Sehnsucht nach Überraschungen und der großen weiten Welt erfordert, die ihm unvorstellbar fremd erschien. Außerdem hätte ein solcher Ausflug seine sorgfältig geplante Tagesroutine gestört, die ihm mindestens vier gute Tassen vor der Mittagspause einbrachte. Wenn er auf dem Gehweg vorbeiging, hörten die Menschen sein Summen bis in ihre Küchen. Es waren nur sinnlose Melodiefetzen, denn er war so musikalisch wie ein

Frosch, aber er wippte im Takt mit dem Kopf, und das zählte mehr als die richtige Tonlage. Er war auf eine Art und Weise glücklich, die man sonst nur bei Kindern unter zwölf Jahren findet.

Später fragten sich alle, ob sie dieses Summen hätte warnen sollen.

Soweit sich alle erinnern konnten, war es der vierundzwanzigste oder fünfundzwanzigste Februar kurz nach zehn Uhr morgens, als sich die tolerante Einstellung der Stadtbewohner Desmond gegenüber ein für alle Mal in Luft auflöste. Die Sonne ließ sich an diesem Tag nicht blicken. Gott wandte seinen Blick von Strand Street Nummer Eins ab und schickte stattdessen dräuende Wolken, die sich in leblosem Grau vom Meer kommend über der Stadt zusammenballten. Als wolle der Allmächtige die drohenden Ereignisse vor den Augen der Neugierigen verbergen. Die Farbwahl sollte sich als geradezu prophetisch erweisen. Desmond Kean, der in seliger Unwissenheit Mrs. Dingle im zweiten Stock von Howard's Corner zuwinkte und seine Kappe vor der netten Mrs. Moriarty lüftete, die gerade ihren Friseursalon aufschloss, war beinahe am Ende seines täglichen Rundgangs angelangt.

Nachdem er den Bewohnern der tristen, altmodischen Häuser am Bisset Strand ihre Post gebracht hatte, machte er kehrt und stand wieder vor Strand Street Nummer eins, an der Ecke Old Street und Gas Yard Lane. Er zögerte. Sein Postsack war beinahe leer, er musste nur noch zwei Werbeprospekte vom Supermarkt zu Mrs. Walsh bringen. In den folgenden Tagen zerbrach sich Desmond wieder und wieder seinen fiebrigen Kopf darüber, ab wann er hätte merken müssen, dass ihn in der Nähe dieses Hauses ein sehr ungutes Gefühl beschlich. Von außen wirkte es vollkommen normal. Die Fassade war in verblasstem Cremeweiß gestrichen, über dem Eingang prangte ein hölzernes Ziergitter. Aber von Anfang an hatte ihm eine Stimme in seinem Hinterkopf Warnungen über die Bewohnerin des Hauses zugeflüstert. Leider hatte er sich nicht erlaubt, auf sie zu hören.

Mrs. Walsh hatte Desmond erst nach einem Jahr sporadischer,

aber hartnäckiger Besuche erlaubt, sie »Moira« zu nennen. Sie war vor knapp drei Jahren hierhergezogen und sprach nicht darüber, woher sie gekommen war. Die Leute sagten, aus einer kleinen Stadt weit draußen in West Cork. Sie war eine attraktive Frau Mitte vierzig und gehörte zu den Glücklichen, deren Gesicht so fein geschnitten war, dass es auch im Alter anziehend bleiben würde. Wenn Desmond es gelegentlich schaffte, ihr mit seinen platten Witzen ein Lächeln zu entlocken, war sie sehr schön. Aber irgendetwas hatte sie hart gemacht, und diese Härte verwandelte sich in offene Feindseligkeit, wenn ihr jemand zu dicht auf den Pelz rückte. Auf die Einladungen ihrer neuen Nachbarn zum Tee reagierte sie von Anfang an mit höflichen Absagen, und als jemand ihr Kuchen vor die Tür stellte, um ihr ein deutliches Zeichen zu geben, ließ sie den Teller auf der Veranda stehen, bis streunende Katzen die milde Gabe aufgeessen hatten.

Desmond war der einzige neugierige Nachbar, den sie jemals auf einen Kaffee ins Haus gelassen hatte. Vielleicht wegen seiner Einfalt und des Umstands, dass er vor den dunklen Seiten seiner Mitmenschen bereitwillig die Augen verschloss. Im letzten November hatte Mrs. Walsh auf einmal aufgehört, auf sein Klingeln zu reagieren, und all seine späteren Versuche, den Kontakt zu erneuern, wenn er sie auf der Straße traf, wurden abgewiesen. Mrs. Walsh verließ ohnehin nur selten ihre vier Wände und ging stets wortlos an ihm vorbei, immer in ihren alten Mantel gewickelt, einen Schal um den Kopf geschlungen, mit dem sie aussah wie eine Mumie. Sie hatte Desmond nie wieder ins Haus gebeten, und er und alle anderen glaubten, ihr müsse etwas Tragisches widerfahren sein. Sie ließen sie in Ruhe und gaben ihr den Raum, den sie so offensichtlich brauchte.

Und dennoch.

Desmond stand vor Mrs. Walshs Eingangstür, die bunten Prospekte in der Hand, und zögerte. Der Grund war dieses Gefühl, das ihn in den vergangenen Wochen jedes Mal beschlichen hatte, wenn er an ihrem Haus vorbeigegangen war. Vor Kurzem hatte er drinnen Geräusche gehört, aber vermutet, dass sie vom Fernseher

oder dem Radio stammten. Eine Art Wimmern, das Rufen einer jungen Stimme. Einmal hatte er ein lautes Klopfen gehört, die Vorhänge eines Fensters im zweiten Stock waren aufgerissen und dann wieder geschlossen worden. Aber da Desmond weder detektivisch veranlagt noch besonders mutig war, sondern nur neugierig, erklärte er sich diese Vorgänge als exzentrisches Verhalten eines einsamen Menschen. Ein Menschenschlag, dem auch er selbst angehörte.

Je näher er dem Briefschlitz kam, desto steiler stellten sich die Härchen auf seinem Handrücken auf, bis sie einem blonden Wald glichen. Ein merkwürdiger Geruch stieg ihm in die Nase. Wie verdorbener Eintopf. Desmond wusste nicht genau, woher er kam. Vielleicht Algen, die am Strand verfaulten. Oder ein kaputter Kühlschrank. Ihm war klar, dass er sich selbst belog.

Schließlich schob er das vage Gefühl düsterer Vorahnung beiseite, beugte sich vor und schob den Briefschlitz auf. Er schob einen Prospekt hinein und bemerkte einen Haufen ungeöffneter Post auf dem Boden.

Und dann erstarrte er.

Weit drinnen, gleich bei Mrs. Walshs Wohnzimmer, sah er etwas, das vermutlich eine Hand war.

Sie war blauschwarz, aufgebläht wie ein aufgeblasener Gummihandschuh und ragte aus dem angrenzenden Zimmer in den Flur. Der dazugehörige Arm war ebenfalls wurstartig aufgebläht, als wäre er mit Wasser gefüllt. Neben ihm lag eine Uhr, die Schwellung hatte das Armband zum Bersten gebracht. Desmond reckte den Hals und erblickte noch mehr von Mrs. Walshs sterblichen Überresten. Ihre Sonntagskleidung war mit dunklen Flecken übersät. Er hätte schwören können, dass sie trotz allem lächelte. Des schaffte es gerade noch, sich nicht über seine Schuhe zu übergeben, dann rannte er zu den Gardaí.

Und zum ersten und letzten Mal in seinem Leben lieferte er eine Sendung nicht aus.

Nachdem die Polizeibeamten von der örtlichen Wache die Tür aufgebrochen hatten, traten sie beiseite und ließen den Forensikern vom Garda-Hauptquartier im Phoenix Park in ihren Astronautenanzügen den Vortritt. Die Männer betraten, begleitet von einer Hundestaffel, stumm das Haus. Die Hunde heulten und winselten, als sie das geronnene Blut rochen, und ihre Führer mussten sie zurückreißen. Ein Experte im weißen Chemikalienschutzanzug kniete neben Moiras ausgestreckter Leiche nieder und untersuchte ihren Schädel. An mehreren Stellen über ihrem Auge waren Vertiefungen zu sehen, als habe jemand mehrmals mit einem stumpfen Gegenstand auf sie eingeschlagen, aber nicht heftig genug, um sie sofort zu töten. Bei der Autopsie wurde später als Todesursache ein massives subdurales Hämatom festgestellt. In anderen Worten, Moira Walsh hatte einen Schlaganfall erlitten, nachdem sie geschlagen worden war. Minuten später war sie gestorben, und die Leiche musste seit mindestens drei Tagen dort gelegen haben. Ein Detective Superintendent hielt den Vorfall zuerst für einen bewaffneten Raubüberfall mit Todesfolge. Als er aber die ganze Geschichte erfahren hatte, murmelte er vor sich hin, dass »die verfluchte Hexe jeden einzelnen Schlag verdient hat«. Denn was die Cops anging, war *ihr* Tod noch das kleinste Übel.

An den meisten Wänden befanden sich Kratz- und Scheuerspuren, als habe im Erdgeschoss ein Kampf zwischen mehreren Personen stattgefunden. Auf den Dielen fanden sich Spuren von brauner Schuhcreme und abgeriebenem braunen Leder. Einige Bilder des Heiligen Landes hingen schief an den Wänden. Ähnliche Anzeichen für einen Kampf fanden sich in allen Zimmern des Erdgeschosses, und das machte die unerfahrenen Polizisten nervös. Ein örtlicher Beamter öffnete den Schrank unter der Spüle und fand große Mengen Rattengift. Ein weiterer entdeckte an Moiras Leiche eine schmiedeeiserne Halskette, die im Nacken zugeschweißt war. An der Kette war ein Ring befestigt, an dem ein Schlüsselbund mit mehr als zehn unterschiedlichen Schlüsseln hing. Keiner ließ sich von dem Bund entfernen. »Muss beim

Duschen ganz schön geklimpert haben«, bemerkte ein Beamter in einem kläglichen Versuch, das Unbehagen zu vertreiben, das alle befallen hatte. Man entfernte die Schlüssel mit einem Bolzenschneider, und jeder passte in ein Türschloss im Haus. Von außen. Es existierten nur diese Schlüssel, und die meisten Türen waren verschlossen.

Die forensische Analyse ergab, dass Mrs. Walsh oben verletzt worden sein musste und es beinahe nach unten auf ihre Couch geschafft hatte. Sie war kurz davor zusammengebrochen. Eine dünne Blutspur wies den Beamten den Weg nach oben.

Die Cops hörten auf zu lachen, als sie bei der Überprüfung dieser Theorie im zweiten Stock ankamen. Zwei der stärksten Männer waren nötig, um die Tür aufzustemmen. Sie drückten ihre Schultern gegen das Holz und sahen sich mit Furcht in den Augen an. Denn der Geruch hier war stärker als der von Mrs. Walshs Leiche. Und sie waren dankbar, dass ein bewaffneter Polizist bei ihnen war, als sie entdeckten, was Desmond gehaut und doch vollkommen verdrängt hatte.

Das Mädchen lag zusammengekrümmt hinter der Tür, die Hände wie im Gebet um eine verrostete Schaufel gefaltet.

»Jesus!«, entfuhr es dem jüngsten Garda, und er suchte Halt am Türgriff. Unten heulten die Hunde, und ihre Krallen machten klickende Geräusche auf dem Holzboden.

Die roten Haare der Toten waren beinahe schwarz vor Schweiß und Schmutz. An den langen, eleganten Fingern ihrer Hände fanden sich nur noch zwei Nägel, und durch die Fetzen ihres dünnen, ehemals wohl gelben Sommerkleides schimmerten die Rippen durch. Das arme Ding hatte keinen leichten Tod gehabt, wie die Beamten sofort feststellten, aber sie waren sich nicht gleich sicher, ob sie an den beiden Stichwunden in ihrem Unterleib gestorben war oder ob sie einer inneren Verletzung erlegen war. Auf der Schaufel fanden sich jedoch ihre Fingerabdrücke, und das Blatt passte zu den Wunden in Mrs. Walshs Stirn. Daraus schlossen die Ermittler, dass sie der älteren Frau die Treppe hinuntergefolgt war, bis irgendetwas der Verfolgung ein Ende

machte. Hinter einem Stuhl fand man ein Messer, und die Untersuchung der Leiche ergab, dass Mrs. Walsh nicht nur zweimal, sondern mindestens neunzehn Mal auf die junge Frau eingestochen hatte.

»Das arme Kind ist schnell verblutet«, bemerkte ein älterer Polizist und schnäuzte sich.

Die Forensiker rekonstruierten schnell, was sich hier abgespielt haben musste. Im zweiten Stock hatte ein verzweifelter Kampf stattgefunden. Mrs. Walsh hatte den Überraschungsangriff des geschwächten Mädchens abgewehrt und schließlich Erfolg gehabt. Aber die junge Frau hatte sich nicht kampfflos ergeben. Erst jetzt realisierten die Forensiker, dass Mrs. Walsh nicht nur für alle Türen die einzigen Schlüssel besaß. Nur auf der Außenseite befanden sich überhaupt Schlüssellocher. Unter dem Bett des Mädchens lagen rohe Kartoffelstücke und schimmeliges Brot. Sie hatte sich offenbar ihre kargen Mahlzeiten einteilen müssen. Die Ermittler schätzten, dass sie mindestens drei Monate lang im Haus gelebt hatte. An den Bettpfosten hingen offene Hand- und Fußfesseln, die sehr abgenutzt aussahen. Der kleinste Schlüssel am Bund der selbst ernannten Gefängniswärterin passte in die Schlösser. Handgelenke und Knöchel des Kindes waren von den Metallbügeln aufgescheuert. Man entdeckte zwei verbogene Haarnadeln, braun vom verkrusteten Blut des Mädchens. So hatte sie sich also von den Fesseln befreit.

Sie musste hier lange Zeit gefangen gehalten worden sein. Eine andere Erklärung gab es nicht.

Und ihrer Wärterin, der geheimnisvollen Frau, die Desmond freundlich Kaffee angeboten hatte, war niemand auf die Schliche gekommen, bis es zu spät war.

»Wir haben nichts bemerkt«, sagte der atemlose Sozialarbeiter und blinzelte in die Kameralichter hinter den Cops, als man ihn mit der grausigen Vorstellung konfrontierte, dass Mrs. Walsh, die Einsiedlerin aus dem Westen, sich offenbar vor den Augen ihrer Nachbarn eine Sklavin im Haus gehalten hatte. »Wir werden sofort Ermittlungen einleiten.« Aber die Umstehenden,

deren wütenden Blicken er auswich, als er die Stufen hinuntereilte, wussten genau, was sie von seinem Gewäsch zu halten hatten. Die Frau, die zurückgezogen am Ende der Straße gelebt hatte, war ein perverses Monster gewesen. Und niemand hatte genug Interesse aufgebracht, um das zu merken. Am allerwenigsten die Regierung.

Während die Astronauten, die Streifenpolizisten aus dem Viertel und die Hunde ihre Teile des Rätsels zu lösen versuchten, begriff Desmond besser als alle anderen, wie zutreffend diese Einschätzung war. Seit der erste Krankenwagen das arme Mädchen fortgebracht hatte, stand er auf der anderen Straßenseite, hielt sich krampfhaft an einem Gartenzaun fest und starrte auf die schokoladenfarbene Eingangstür von Nummer eins. Als es dunkel wurde, stand er immer noch dort. Die Fröhlichkeit war aus seinem Lächeln verschwunden, jetzt wirkte es unglücklich und geisterhaft. Und nach und nach begannen dieselben Leute, die Desmonds Schrullen bisher toleriert hatten, den vorzeitig kahlen Mann misstrauisch zu beobachten, wie er versuchte, einen Blick auf den geschundenen Leichnam des Mädchens zu erhaschen, als es in den Krankenwagen geschoben wurde. Das gab seinen verstohlenen Blicken in ihre Küchen eine ganz neue, beunruhigende Bedeutung. Und außerdem war es so erleichternd, die gemeinsamen Schuldgefühle dem einzigen Sündenbock anzuheften, den sie hatten.

»Perverser!«, hörte man aus dem mit Lippenstift verkleisterten Mund einer Mutter. »Kranker Mistkerl«, fügte eine andere hinzu. Beide hatten ihm vor ein paar Tagen lächelnd Kaffee serviert.

Aber falls sie seine indiskreten Blicke als allzu neugierig oder sogar lüstern interpretierten, so irrten sie. Ein Blick in Desmonds Seele hätte es ihnen bewiesen, denn dort existierten nur schwärzeste, klebrigste Schuld und Scham. Jetzt begriff er, was das Klopfen bedeutet hatte. Die Schreie aus dem obersten Stock waren vielleicht ... nein, ganz sicher, Hilferufe nur wenige Tage vor einem gewaltsamen Tod gewesen. Desmond nickte den Nachbarinnen benommen zu, aber sie wichen seinem Blick aus und

hefteten ihre Augen starr auf die Eingangstür von Nummer eins. Als hegten sie die vergebliche Hoffnung, dass sie dies zu besseren Nachbarn machen würde.

Es war Abend geworden. Die Astronauten hatten endlich ihre Zelte zusammengepackt und ihre Ergebnisse zur Hauptwache gebracht. Die Zuschauer zerstreuten sich allmählich, als Desmond aus dem Hausinneren ein Geräusch hörte, das irgendwo zwischen einem Ruf und einem Aufschrei lag. Dort hatte jemand eine unangenehme Überraschung erlebt. Sekunden später erschien der junge Garda in der Tür, der das Mädchen gefunden hatte. Sein aschfahles Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Was auch immer er gerade gesehen hatte, überstieg seine Toleranz für menschliche Abscheulichkeit bei Weitem.

»Sarge«, sagte er mit erstickter Stimme. »Wir haben da was übersehen.«

Vor einem Regal im zweiten Stock hatte sich ein Hund geweigert weiterzulaufen. Stattdessen bohrte er die Pfoten in den Teppich und winselte leise. Er heulte nicht, sondern klang, als traure er um das, was er in der Nähe spürte.

Als die Gardaí schließlich das Bücherregal beiseitegerückt hatten und die verriegelte Tür aufbrachen, die sich dahinter versteckte, fanden sie das zweite Mädchen.

»Wahrscheinlich jünger als die erste«, sagte der Gerichtsmediziner ein paar Tage später, nachdem er die Autopsien an den drei Frauen beendet hatte. Er zog sich die Gummihandschuhe mit einer geschickten Bewegung, die ihm keinerlei Freude bereitete, von den Händen.

Dieses letzte Opfer war in einen winzigen Abstellraum gezwängt worden, der im Grunde genommen schon Teil der Außenwand war. Dieser feuchte Verschlag war mit dem Zimmer des ersten Mädchens durch einen engen Lüftungsschacht verbunden, und die Tür, die hineinführte, war so winzig, dass sie in ein Puppenhaus gepasst hätte. Auch dieses Mädchen trug keine

Papiere bei sich, man schätzte ihr Alter auf Anfang zwanzig. Sie hatte festes schwarzes Haar, das schön gewesen sein musste, als es noch sauber genug war, um gekämmt zu werden. Ihr Haut wies zwar wunde Stellen auf, die von mangelnder Hygiene und Proteinmangel herrührten, zeigte aber keine Anzeichen körperlicher Gewaltanwendung. Im Gegensatz zu dem ersten Opfer war sie an multiplem Organversagen gestorben, das durch allmähliche Vergiftung und Unterernährung ausgelöst worden war. Ihre Arme waren so mager, dass kein Muskeltonus mehr zu spüren war. Als man sie fand, war sie in eine schmutzige Decke gewickelt, wie ein Hund, den man ausgepeitscht hatte. Ein Beamter befreite die Leiche vorsichtig von den Fußseisen, die beide Knöchel blutig gescheuert hatten. Beide Handflächen der Leiche waren mit Tinte befleckt, und neben ihr fand man später einen undichten Kugelschreiber, jedoch kein Papier. Dafür ließ sich keine befriedigende Erklärung finden. Hatte sie in der Dunkelheit ihrer Gefängniszelle jemandem geschrieben? Und falls ja, was hatte sie mit der Nachricht gemacht?

In den folgenden Tagen stellten die Gardaí das gesamte Haus auf den Kopf und suchten nach Hinweisen.

Nachdem sie mit einem von Moira Walshs vielen Schlüsseln schließlich eine Kommode geöffnet hatten, wurde die Geschichte noch schlimmer. Und selbst die giftigsten Klatschmäuler von Malahide verstummten vor der berechnenden Abscheulichkeit, die von den Schnüfflern der Polizei ans Tageslicht befördert wurde.

Die Schublade enthielt zwei Führerscheine. Einer war auf eine rothaarige, wohlgenährte Fiona Walsh, Alter 24, aus Castletownbere, County Cork, ausgestellt. Sie musste das erste Mädchen sein. Der andere Führerschein gehörte der zweiundzwanzigjährigen Róisín Walsh, auf dem Foto ein Mädchen mit schwarzen Locken und blassen Zügen, das kaum Ähnlichkeit mit der bis aufs Skelett abgemagerten Kreatur aufwies, die nun neben ihrer Schwester auf einer Metallbahre lag. Es war noch unklar, wie und wann die Mädchen in Moiras Haus aufgetaucht waren, aber es war ein anderer Umstand, der die Zeitungen dieser Woche wie

warme Semmeln weggehen ließ. Das saftige Detail, das dem *Evening Herald* und dem *Irish Daily Star* goldene Verkaufszahlen bescherte, noch lange nachdem der erste Schockwert der Nachricht abgeklungen war, bestätigte, was viele Leser bereits geahnt hatten:

Fiona und Róisín Walsh waren nicht nur zwei Schwestern, die einen schrecklichen Tod gestorben waren.

Moira Walsh, die sie gefangen gehalten und getötet hatte, war ihre Tante.

SKLAVENSCHWESTERN VON EIGENER TANTE ERMORDET, lautete eine Schlagzeile. DIE SCHÖNEN UND DAS BIEST, die des Konkurrenzblattes. Dies war zwar nicht sehr taktvoll, aber zutreffend. Man fand heraus, dass die Mädchen über einen Zeitraum von mindestens sieben Wochen kleine, gleichbleibende Dosen des gerinnungshemmenden Rattengiftes *Coumatetralyl* zu sich genommen hatten. Wahrscheinlich war es in ihr Wasser gemischt worden und in den Fraß, den man ihnen als Nahrung vorgesetzt hatte. »Vereinfacht ausgedrückt«, erklärte der Gerichtsmediziner, »versagten nach und nach die lebenswichtigen Organe der Mädchen. Schnitte und Wunden, die ihnen zugefügt wurden, heilten nicht mehr. Die Jüngere starb an inneren Blutungen. Und beide wurden offenbar Nacht für Nacht an ihre Schlafplätze gekettet. Ihre Tante hat das Ganze sehr sorgfältig geplant.« Die Zeitungen und Desmonds Nachbarn und frühere Freunde nannten es einfach teuflisch, was es recht gut traf.

Aber auch die Kommodenschublade bot leider keine Hinweise darauf, *warum* diese Tragödie geschehen war.

Zu den sichergestellten Gegenständen gehörten mehrere versiegelte Plastikbeutel mit Klumpen schwarzer Erde. Die genaue Analyse ergab, dass sich darin außerdem noch ein Knopf, eine Damastserviette, eine zerknüllte Schachtel Marlboro Lights und eine benutzte 12-Kaliber-Patronenhülse befanden. Die einzige Verbindung zwischen diesen Gegenständen war die Tatsache, dass der Dreck, der an ihnen haftete, vom pH-Wert identisch war. Man fand außerdem teures Briefpapier mit passenden Umschlä-

gen, von denen je ein Blatt und ein Umschlag fehlten. Aber die Forensiker konnten nicht feststellen, zu welchem Zweck. Vielleicht hatte Róisín ihn benutzt. Aber das führte wiederum nur zu der Frage: Wozu?

Nach ein paar Tagen wurden die Bewohner des Viertels unruhig, und das autoritäre Gehabe der Cops ging ihnen allmählich auf die Nerven. Kinder forderten sich gegenseitig dazu heraus, die weißblaue GARDA-Absperrungen zu durchbrechen und sich eine Trophäe von den Wänden zu reißen. Diese Mutproben hörten auf, sobald das Haus abgeschlossen und still dalag und nun offiziell von Geistern bewohnt wurde. Ein Junge machte sich mit einer Jesusfigur aus Plastik davon, deren Heiligenschein von einer 40-Watt-Birne erleuchtet wurde. Ein anderer schaffte es bis zur Straßenecke, bis ihn ein Garda erwischte und ihn zwang, das in Gold gerahmte Porträt des einstmalig so verehrten Premierministers Eamon De Valera zurückzugeben, dessen langes Gesicht sein Missfallen an der toten Frau auszudrücken schien, die ihn über ihren Kaminsims gehängt hatte.

Der Polizei fand keine heiße Spur und bereitete sich darauf vor, den Fall abzuschließen.

Doch dann verriet ihnen das Haus ganz von selbst noch ein Geheimnis mehr.

Das geschah in Form einer Kratzspur an der Hintertür, die bisher übersehen worden war. Es sah aus, als habe jemand bei dem Versuch, das Haus zu verlassen, die Tür beinahe aus den Angeln gerissen. Auf dem Türgriff fand man einen Fingerabdruck, der zu keiner der drei toten Frauen passte. Sonst gab es im ganzen Haus keine anderen Abdrücke. Er gehörte also einer bisher unbekannt Person. Aber im Keller wurde ein drittes, schmutziges Bett gefunden und auf einem Abflussrohr noch einmal die gleichen Fingerabdrücke. Der unbekannt Gefangene im Keller hatte es geschafft, mit einer primitiven Säge das Abwasserrohr durchzusägen, und war höchstwahrscheinlich mit Handschellen an einem Handgelenk aus dem Haus geflüchtet. Die beiden Mädchen hatten einen Leidensgefährten gehabt.

Und der- oder diejenige war bis vor Kurzem bei ihnen gewesen und jetzt irgendwo da draußen, lebendig und bisher unentdeckt.

Als man das letzte Dielenbrett gehoben und auch den letzten Kaffeelöffel inventarisiert hatte, ohne dass sich neue Hinweise ergeben hätten, wurde Strand Street Nummer eins schließlich gereinigt, abgesperrt und von der Stadt zum Verkauf angeboten. Die Vorstellung, dass sich im Haus noch eine unbekannte vierte Person befunden haben musste, ließ den Gardaí zwar keine Ruhe, aber da es weder Hinweise noch lebende Familienmitglieder gab, die irgendeine Erklärung für die Tragödie gehabt hätten, legten sie den Fall ein paar Monate später stillschweigend zu den Akten. Auch die Presse wendete sich allmählich frischeren Mordfällen zu.

In den Bars der Stadt wurde allerdings weiterhin eifrig an der Lösung des Falles gearbeitet.

»Moira hatte sie nicht mehr alle«, lautete eine beliebte Theorie. »Die Mädchen waren ihr ein Dorn im Auge und sie hat sie aus Neid auf ihre Schönheit ermordet.« In einer anderen Version hatten die Mädchen vorgehabt, ihre Tante zu erpressen und wegen ihres Vermögens zu töten, aber die hatte den Spieß einfach umgedreht. Dagegen sprach, dass man im Haus keinerlei Geld gefunden hatte. »Was für eine Verschwendung«, seufzten die Nachbarn, und damit hatten sie recht, was auch immer die Wahrheit sein mochte. »Der mysteriöse Gefangene war Moiras Liebhaber. Er hat alle umgebracht und floh dann vor dem Arm des Gesetzes«, war eine besonders phantasievolle Idee. Aber alle Theorien hielten nur so lange vor, wie es dauerte, sie zu äußern – man vergaß sie sofort wieder.

»Was hier passiert ist, hat woanders begonnen«, sagte ein Stammgast in Gibney's eines Abends schließlich, nachdem er ein Halfpint Stout getrunken und sich eine Menge dummen Klatsch von Menschen angehört hatte, die mehr Alkohol als gesunden Menschenverstand im Blut hatten. »Für ein solches Verbrechen muss man seinen Hass jahrelang nähren.«

Wenn die Jungs in Blau, die auf der Wache ihren Kaffee tran-

ken, ihn in diesem Augenblick gehört und richtig geschaltet hätten, wäre der Fall vielleicht bald darauf geklärt worden. Aber verstanden hätten sie trotzdem nichts. Denn die Geschichte, die die drei Frauen in Moiras Haus beinahe mit ins Grab genommen hätten, hatte zwar tatsächlich anderswo begonnen, und zwar in einer kleinen Stadt in West Cork. Aber die Kraft, die hinter all dem steckte, war sehr viel mächtiger und leichter entflammbar als Hass.

Die Macht, die Moira und ihre Nichten in die entlegenste Ecke des Friedhofs hinter der St. Andrews Church gebracht hatte, war Liebe gewesen.

Liebe, die heißer brennt als ein Hochofen.

Bei dem bescheidenen kleinen Begräbnis, das vom Sozialamt in der folgenden Woche ausgerichtet und bezahlt wurde, erschienen weder Verwandte noch Freunde, um den Walsh-Schwestern und ihrer mörderischen Tante die letzte Ehre zu erweisen. Auf Wunsch des Bestattungsunternehmers lag Moiras Grab nicht direkt neben den Gräbern der Schwestern, »weil ich verdammt sein will, wenn diese grässliche Frau so nah bei diesen armen Kindern liegt, dass sie sie berühren könnte«. Als wollte Gott die jungen Mädchen verspotten, hatte er die grauen Schleier gelüftet und ließ nun helle Sonnenstrahlen durch einen leichten Nieselregen scheinen. Der Regenbogen war zwar nicht spektakulär, aber doch so schön, dass der einzige Trauergast so laut zu weinen begann, dass sich die Besucher einer Einsegnung zwei Gräber weiter davon gestört fühlten.

Desmond war in diesem einen Monat um zehn Jahre gealtert.

Seit dem Tag, an dem die drei Walshes in Krankenwägen weggebracht worden waren, hatte man ihn nicht mehr in der Stadt gesehen. Das lag daran, dass er, als er in seine kalte, winzige Wohnung zurückkehrte, zuallererst seine Uniform auszog und sie verbrannte. Tage wurden zu Wochen, und die seltenen Platten von Jelly Roll Morton, deren Klänge früher wie goldene Perlen von seiner alten Anlage unter seiner Tür hervorgequollen waren, ver-

stummen. Die Nachbarn glaubten, stattdessen leises Weinen zu hören. Kinder versuchten, in seine Fenster zu spähen und einen Blick auf den schrulligen Alten zu erhaschen. Ein paar Mal sahen sie das unordentliche Haar über dem fahlen Gesicht. »Freak!«, flüsterten sie einander zu, warfen mit Steinen nach seiner Eingangstür und rannten lachend nach Hause.

Ihre Eltern wussten natürlich davon, tolerierten diesen kleinen Exorzismus aber stillschweigend. Hauptsache, man gab ihnen nicht die Schuld an dem, was passiert war. Und außerdem schien es zu funktionieren: Eine nette, ahnungslose polnische Familie sollte bald in Nummer eins einziehen und es wieder zu einem ganz normalen Haus im Viertel machen.

Desmond trug einen glänzenden schwarzen Anzug, dessen Ellbogen und Knie so abgewetzt waren wie bei einem Kellner in einer schäbigen Cafeteria. Er zitterte, als der Priester die Sterbesakramente verlas. Als Father Flynn bei »Du bist gebenedeit unter den Frauen« ankam, musste Desmond sich beide Hände vor den Mund halten. Die rußfarbenen Dächer der Häuser am Fuß des Kirchenhügels schimmerten glitschig vom Regen. Desmond blieb noch so lange bei den Gräbern stehen, bis sie zugeschüttet und markiert worden waren. Er stand immer noch da, als es wie aus Eimern zu schütten begann.

Auf dem Heimweg zu seiner Wohnung nickte er ein paar Kindern auf der Straße zu. Danach wurde er nie mehr gesehen.

Wäre nicht ein anderer Postbote namens Niall ebenfalls seiner Neugier gefolgt, die diesen armen Jungen aus seiner eintönigen Existenz reißen und ihn kopfüber in das größte Abenteuer seines Lebens katapultieren sollte, hätte die Geschichte vielleicht bereits hier ein Ende gefunden.

Aber so begann das Geheimnis der Walsh-Schwwestern allmählich, Formen anzunehmen.

Ein phantasievoller Mensch, der in dieser Nacht am Friedhof vorbeigelaufen wäre, hätte vielleicht gesehen, wie sich die Geister der Mädchen aus ihren billigen, staatlich finanzierten Särgen erhoben, zum Kundenfenster des Postamtes schwebten und dort

ungeduldig ans Glas klopfen. Denn sie hatten noch etwas zu erledigen.

Der arme Desmond war der Lösung des Rätsels viel näher gewesen, als er vermutet hatte.

Und selbst im Tode ließen Fiona und Róisín nicht locker.